



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 6 March 19, 1953

Köln: Bund-Verlag, March 19, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

DIE STERNE LÜGEN BESTIMMT NICHT



Unser ständiger Mitarbeiter Alexander berichtet:

Als ich in den späten Abendstunden in das kleine Haus ging, stand ich sofort in Opposition zu einer schwarzhaarigen Frau. Sie öffnete mir die Tür, als ich den Klingelknopf gedrückt hatte, an dem „Ronig, Astrologe“ stand. Diese Frau wollte mich nicht einlassen, als ich ihr erklärte, ich wolle den Herrn Astrologen für die Zeitung interviewen. Die Aufgabe der Frau war es bisher immer nur gewesen, Kunden zu empfangen und nachher das Geld zu kassieren. Es handelte sich um Beträge von 5,50 Mark bis 20,— Mark. Das erfuhr ich erst später. Zunächst sagte die Frau: „Der Meister hat keine Zeit.“

Das ist also deine Welt dachte ich

Das silberne Leuchten eines Sterntalers von Gestalt und Größe eines deutschen Fünfmarkstücks überzeugte aber auch des Astrologen schwarzhaarige Venus von dieser zwingenden Notwendigkeit und öffnete mir den Vorhang zu Ronigs Kabinett. Darin sah es aus wie in einem biederen Wohnzimmer. An der Wand ein ausgestopfter Uhu, auf dem Tisch eine Schale mit Wachsfrüchten, und über der Kommode lächelte ein bärtiger Ulan aus einem Barockrahmen (der war aus Gips).

Das ist also deine Welt, dachte ich, nachdem ich vom alten Ronig höflich begrüßt wurde. Er sah aus wie jeder andere Sterbliche. Das einzige, was mir auffiel, war ein Fettfleck auf seinem Rockaufschlag, aber das hatte keine weitere Bedeutung.

„Ja, ja“, sagte er, „die Sterne sind der Kaffeesatz des lieben Gottes, darin er uns die Zukunft sehen läßt. Zugegeben“, seufzte er, „viele ist auch kalter Kaffee. Aber das ist nicht die Schuld der Sterne. Vielleicht verstehen wir nicht immer, was sie sagen.“

„Sind Sie also überzeugt, daß die Sterne nie lügen?“ wagte ich zu fragen. „Nie“, antwortete

er würdig, „die Sterne haben immer recht. Oft mehr, als manchen Leuten lieb ist. Hitler hat über 2000 Astrologen im KZ vergast, weil sie das vorausgesagt haben, was kam.“ „Aber Hitler hatte doch selbst Astrologen beschäftigt!“ „Vierzig Stück sogar. Das war die Arbeitsgruppe Kraft. Der Astrologenchef ist übrigens auch im KZ gestorben.“

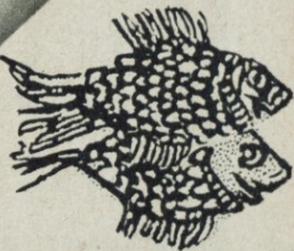
„Wegen Hochverrats. Kraft hatte festgestellt, daß Hitler immer dann angriff, wenn nach der Oppositionsstellung seiner Sterne alle Chancen gegen ihn sein mußten. Immer dann griff Hitler an. Kraft schrieb in Briefen darüber an seinen Astrologenfrend Mansor. Der war rumänischer Konsul in München und Sternexperte nebenbei. Von diesem Briefwechsel Kraft — Mansor hat eine amerikanische Zeitung während des Krieges einiges veröffentlicht. Auf dem Umweg über Schweden hat Hitler die Zeitung in die Hand bekommen. Und da war der arme Kraft geliefert. Astrologie als Hochverrat. Zweitausend Astrologen im KZ“, schloß Ronig. „Und Sie meinen immer noch, man braucht die Sterne nicht ernst zu nehmen...?“

Die Arbeitsgruppe Kraft gibt's auch heute noch. Sitzt in Mannheim. Arbeitet für Wirtschaftsunternehmen und Versicherungen. Ich kann Ihnen die Namen natürlich nicht nennen. Ich weiß aber zum Beispiel, daß in Polen und Rußland Astrologen für den Staat arbeiten. Sie leben genau so unter ständiger Bewachung wie Hitlers Astrologen, die keinen Augenblick ohne SS-Begleitung waren... Übrigens ist die Astrologie in Frankreich, England, Amerika und Belgien von den Hochschulen als Wissenschaft anerkannt. — Glauben Sie immer noch, die Sterne brauchte man nicht ernst zu nehmen?“ Ronig sah mich fragend an.

„Aber die Horoskope in den Zeitungen?“

„Wer daran glaubt, ist's selber schuld“, sagte Ronig. „Lassen Sie es sich von einem alten und erfahrenen Astrologen gesagt sein, der in seiner Forschung grau geworden ist: Die Zeitungs-horoskope sind Erfindungen, Dichtungen, Phantasie. Ein Horoskop kann immer nur individuell sein. Geburtsstunde und -ort spielen eine große Rolle. Keine zwei Menschen auf der Welt sind unter demselben Stern geboren. Sie müßten dann zur selben Minute am selben Ort geboren sein. Nicht einmal Zwillinge haben dasselbe Horoskop. Glauben Sie nicht, was in der Zeitung steht... was die Horoskope anbetrifft, meine ich natürlich.“

Ich verabschiedete mich von Ronig. Das ist also so ein ernsthafter Astrologe, dachte ich. Aber warum nutzt er seine eigenen Glücksterne nicht mehr aus? Er war froh über die fünf Mark, die ich seiner Venus gab...



Als Ende vergangenen Jahres der Bund Deutscher Jugend als Partisanenorganisation entlarvt wurde, war das ein echter Skandal. Unterdessen ist Gras darüber gewachsen. Niemand redet mehr davon... Im Sprichwort heißt es, daß dann gewöhnlich ein Kamel kommt und das Gras wegrißt. In diesem Falle ist es aber kein Kamel, das Gras frisst, sondern die SPD, die mit handfestem Material kommt, das den BDJ belastet. Und nicht nur der BDJ wird belastet, sondern auch viele andere.

Hitlers Werwolf sollte wiedererstehen

Neue sensationelle Enthüllungen über die Partisanenorganisation des BDJ

Geldspenden bis zu 500 000 Mark im Einzelfall sind dem Bund Deutscher Jugend von deutschen Industriefirmen zugeflossen. Diese Feststellung trifft die Sozialdemokratische Partei in einer 60 Seiten umfassenden Denkschrift über den Bund Deutscher Jugend und den damit verbundenen Technischen Dienst. Im Vereinsregister sei aus Anlaß der Eintragung des BDJ ein Vereinsvermögen von 1,7 Million Mark angegeben worden, obgleich diese Vereinigung nach zuverlässigen Meldungen niemals mehr als 2000 Mitglieder gehabt habe.

Der Erste Vorsitzende, Paul Lüth, habe ausgezeichnet verstanden, für den BDJ Geldquellen aufzuschließen, die der gesamten Bundesführung und den Unterführern ein sorgenfreies Leben gesichert hätten. Aus öffentlichen Mitteln habe der BDJ im August 1951 zu einem Braunschweiger Treffen 10 000 Mark, für ein Pfingsttreffen 1952 10 000 Mark vom Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen erhalten.

Die Bundesführung des BDJ habe den Landesführungen monatlich etwa 2500 Mark zur Verfügung gestellt. An rund 100 andere Geldempfänger seien monatlich bis zu 20 000 Mark ausgegeben worden. Einzelaktionen der Bundesführung hätten in der Regel 10 000 Mark gekostet. Die Angehörigen der Bundesführung haben nach der Denkschrift Monatsgehälter zwischen 500 und 1000 Mark bezogen.

„Antibolschewistisch, aber nicht demokratisch“ Die Denkschrift der SPD erklärt, daß diese Organisation mit echten Jugendaufgaben nichts zu tun gehabt habe. Mit dem Geld von Industrielten und Mitteln aus Besatzungskassen habe der BDJ seine Organisation aufgebaut. „Der Werwolf, Hitlers letzte Karte, sollte unter Führung des BDJ als Partisanenbund wiederkehren. Hinter der Fassade einer Jugendorganisation schloß sich die Führerschaft zu einer Partisanenkerntruppe zusammen, die für den Fall X, den Tag des Einmarsches sowjetischer Truppen, bereitstehen sollte.“ Der BDJ sei nicht anders als Hitler antibolschewistisch gewesen, ohne dabei demokratisch zu sein. Er habe vorgegeben, den Rechtsradikalismus zu bekämpfen, und sei in Wirklichkeit in unentwirrbare neofaschistische Tendenzen verstrickt.

Im einzelnen führt die Denkschrift das Material an, das nach der Aufdeckung des Technischen Dienstes durch die Regierungserklärung von Ministerpräsident Georg August Zinn bereits bekannt war. Neben Angaben über die Person

Lüths wird dokumentarisch nachgewiesen, daß der BDJ demokratische Politiker bespitzeln ließ. So habe ein Dr. Wagner in München fast zwei Jahre lang monatlich bis zu 1000 Mark für steckbriefartig abgefaßte Berichte über leitende Persönlichkeiten der SPD erhalten.

Es folgt dann eine Schilderung des Technischen Dienstes und seiner geplanten Maßnahmen zur Bekämpfung innerer Unruhen. Man habe Partisanen angeworben, die sich in erster Linie aus ehemaligen Wehrmacht- und SS-Angehörigen rekrutierten. Die Lehrgänge hätten im Juni 1951 auf einem amerikanischen Truppenübungsplatz in Bayern stattgefunden. Der Amerikaner, der die Verbindung zum Technischen Dienst herstellte, habe über ein besonderes Budget, das neben Sonderleistungen monatlich etwa 50 000 Mark betragen habe, verfügt. „Nur Paul Lüth und seine engsten Freunde selbst“, heißt es abschließend, „werden klären können, wer sich bei den weitverzweigten Verknüpfungen mit Bonner Regierungsstellen, der Besatzungsmacht, früheren Naziführern, illegalen Nachrichtenorganisationen und bei den Fingerzeigen, die auf die Sowjetzone und nach Pankow deuten, mit dem BDJ eine Privatarmee schaffen wollte.“

Hier lacht man über Amerika

Die Lehrerin war gerade dabei, einen neu eingetretenen Schüler zu prüfen, um ihn platzmäßig richtig einrangieren zu können.

„Wer gab uns unsere schöne Schule?“ fragte sie. „Präsident Truman“, antwortete er.

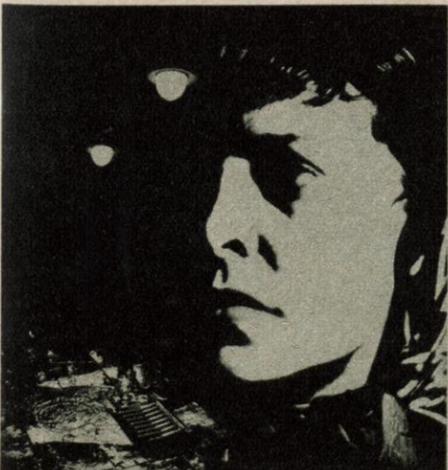
„Wer läßt unsere wundervollen Straßen über unser Land bauen und die vielen schönen Flugzeuge und Schiffe und Raketen...?“

„Präsident Truman.“

„Wer läßt die Bäume wachsen und die Blumen blühen?“

„Gott.“

An diesem Punkt rief eine ärgerliche Stimme aus dem Hintergrund: „Werft diesen verdammten Republikaner hinaus!“



Das unfehlbare
Aufwärts-Horoskop auf Seite 5

„Warum sollen wir nicht auch einmal...“, sagte sich die Redaktion des „Aufwärts“. Jede Zeitung, die von sich und ihren Lesern eine hohe Meinung hat, bringt ein Horoskop. Unsere Leser werden bestätigen, daß unser Horoskop auf S. 5 sich wesentlich von anderen unterscheidet.

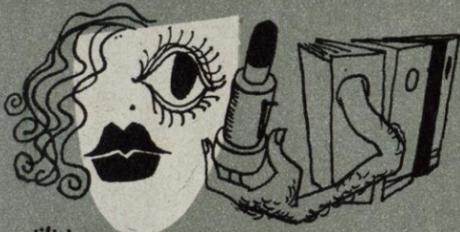


Durch Coca-Cola

Die Erben Carusos haben die Beseitigung von Filmplakaten, auf denen Caruso-Darsteller Mario Lanza mit einer Coca-Cola-Flasche zu sehen war, gerichtlich durchgesetzt, da es zu Carusos Zeit Coca-Cola noch nicht gab.

Es ging auch so

Clarence Finn mußte vor dem Schnellrichter zugeben, daß er von den 54 Jahren seines Lebens 32 ohne Führerschein gefahren ist. „Sehen Sie, Herr Richter, ich kann weder lesen noch schreiben. Und da ich von vornherein wußte, daß ich bei der Fahrprüfung durchfallen würde, habe ich's lieber sein lassen.“ Der Richter zog die Stirn kraus und verurteilte Mr. Finn zu dreißig Tagen Gefängnishaft.



Lippenstiftsteuer

In einer Heimkehrerversammlung in Deggendorf regte der Bundestags- und Landtagsabgeordnete der Bayernpartei Ludwig Volkholz an, eine Lippenstiftsteuer einzuführen. Eine solche Steuer würde jährlich etwa 40 Millionen DM einbringen.

16 Minister - 2 Autos

Der schwedische Reichstag beschloß, endlich Dienstwagen für die Regierung anzuschaffen. Man will zwei Automobile kaufen, die die 16 Minister des Kabinetts bei Bedarf und abwechselnd benutzen können. Außerdem sollen zwei Fahrer eingestellt werden. Die Kosten dieser „Motorisierung“ der schwedischen Regierung werden auf 40 000 Kronen (etwa 32 000 DM) im Jahr geschätzt.

„Gasparone“-Melodien im Gerichtssaal

Vor einer Zivilkammer des Westberliner Landgerichts erklangen am Donnerstag Melodien aus Millöckers „Gasparone“. „Solisten“ waren die beiden Rechtsanwälte der streitenden Parteien eines Plagiatprozesses. Alle Beteiligten, nicht zuletzt das hohe Gericht, schmunzelten, als die Anwälte — einer von ihnen sogar in einer dem Textbuch gemäß weiblichen Rolle — die ersten Zeilen des Liedes „Dunkelrote Rosen bring ich, schöne Frau“ sangen. Der Komponist Ernst Steffen behauptet, daß sich der zurzeit in München lebende Regisseur Eduard Rogati und drei weitere Personen des geistigen Diebstahls schuldig gemacht hätten.



Militärfilm

Englische Institute befragten zur eigenen Beruhigung 25 000 deutsche Kinobesucher, um die Begeisterung für Militärfilme in Deutschland festzustellen. 85 v. H. der Befragten ziehen jeden anderen Film dem Militärfilm vor.

Zu guter Letzt

Ein englisches Gericht verurteilte in Birmingham einen polnischen Arbeiter wegen Trunkenheit zu einem Pfund Sterling (etwa 12 DM) Geldstrafe. Anschließend kassierte derselbe Arbeiter von demselben Gericht eine Guinee (12,35 DM). Er hätte für seinen ebenfalls angeklagten Freund gedolmetscht.

AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus, Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunkhäusern und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandene Manuskripte muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

Auf dieser Seite wird scharf geschossen

Kamerad - weißt du noch?

Ratatata ratterten die Maschinengewehre, und zeng, zeng, huui zwitscherten die Gewehrketten, nur das Schreien der Verwundeten, das war nicht zu hören.

Kamerad, weißt du noch, damals... Was, du willst nichts mehr wissen? Du bist froh, daß Zerstörung, Bomben und Kriegsgefangenschaft hinter dir liegen, weit — schon einige Jahre. Du bist froh, wieder Zivilist zu sein, hast sogar schon wieder einen Beruf, Familie — lebst dein Leben und hast die Nase gestrichen voll von Heroismus und Uniformen.

Schön, wenn du kein Interesse hast, versuchen wir es mal bei der Jugend. Außerdem springt dabei auch noch ein hoffentlich nicht zu kleines Geschäftchen mit heraus.

An den Zeitungskiosken hängen seit einigen Monaten neue bunte Hefte — nicht mehr Tarzan, John Kling oder ähnliches. Nein, hier wird etwas ganz anderes angeboten: Kriegsgeschichten für ein paar Groschen. „Kameraden im Kampf“ heißt die Reihe jener „Schild-Hefte“, die allmonatlich auf die Jugend losgelassen werden. Derselbe Verlag hat übrigens auch den schaurigen „Soldatenkalender“ herausgegeben.

In liebevoller Lautmalerei wird die Schlacht geschildert: „Ratatatata“ rattern

die Maschinengewehre, „wrach! wrach! wrach!“ die Sprache der Handgranaten, und „zeng, zeng, huui!“ zwitschern die Gewehrketten.

Deutsche Gründlichkeit bis zum Feuerüberfall durch Salvengeschütze — nur das Schreien der Verwundeten, das wurde vergessen.

Mit solchen Ergüssen — jeden Monat ein neuer — soll die Jugend wieder für den Krieg begeistert werden. Kitschig und verlogen wird den Jungen als „männliches Abenteuer“ dargestellt, was doch in Wirklichkeit zum Grauenhaftesten gehört, das Menschen einander antun können.

Ein paar mehr oder minder bekleidete Filmstars auf bunten Heften bringen gewisse „jugendbesorgte“ Gemüter auf die Palme. Da schreien sie von „Gefährdung der Jugend“. Doch hier, angesichts dieser heimtückischen Kriegsverherrlichung im NS-Stil, da finden sie kein Wort der Abwehr. Deshalb können es die Vergifter der Jugend wieder wagen, den Mund weit aufzureißen. Es ist hohe Zeit, daß ihnen das Handwerk gelegt wird!

Frankfurt, Westdeutschlands Hauptstadt

Zum Dauerskandal der Harlan-Filme

Der neue deutsche Bund ist eine Republik. Ein Zweifel ist nicht erlaubt. Akten, Grundgesetz und Hohe Kommissare bestätigen es.

Aber wenn jemand, in Unkenntnis dieser Tatsache, nach Deutschland käme, so könnte er glauben, daß nicht Bonn die Hauptstadt des neuen demokratischen Staatsgebildes sei, sondern Frankfurt am Main.

Mehr noch, er könnte annehmen, daß die Republik an den Toren Frankfurts aufgehört.

In Frankfurt am Main hat man dem unsäglichen Veit Harlan seit Jahren konsequent den Zutritt verboten. Wenigstens den Zutritt zu den Filmtheatern.

Die Herzog-Film-Verleih kann sich noch so anstrengen; diese Stadt hält auf Sauberkeit.

Der für immer gerichtete Mann, der das Höllenwerk „Jud Süß“ auf dem Gewissen hat, kann in dieser Stadt mit starker demokratischer Tradition und mit ebenso starkem demokratischem Zukunftswillen seine sacharingesüßten Filmpillen ebenso wenig an den Mann bringen wie, selbstverständlich, seine vergifteten Zelluloidstreifen aus der Ära der Gasöfen.

In Bonn, der Bundeshauptstadt, läuft zurzeit in einem der größten Kinos der Stadt, gegenüber dem Bahnhof, ein neuer Filmschmöcker des Gentlemans, der sich Harlan nennt. Natürlich ist die unvermeidliche Söderbaum mit in der Kompanie.

Wir untersagen es uns, das rachitische Kind des Hitler-Regisseurs beim Namen zu nennen.

Aber das Kino ist überfüllt. Der demonstrative Beifall, der mitten im Spiel und am Ende der Vorstellung aufklingt, gilt gewiß nicht dem Film.

Er kann nicht dem Film gelten, denn er ist zum Erbarmen schlecht.

Er gilt dem Hitlerianer Harlan, dem für immer mit Unehre bedeckten Macher des

Pogromfilms, den Goebbels bestellt und den sein Knecht Veit Harlan nach Maß angefertigt hat.

In diesem Publikum, das die Aufführung zum Anlaß einer kaum kaschierten politischen Demonstration für das System der Schande und der Entehrung nimmt, sieht man nur allzu häufig und in stattlicher Zahl Beamte und Funktionäre der Bonner Dienst- und Regierungsstellen.

Gewiß, der Film ist nicht verboten, niemand kann diesen treuen Dienern der Republik verwehren, sich an dem Überkitsch des Regisseurs von „Jud Süß“ zu delectieren.

Aber der Geist, der aus diesem Hang zu Harlan-Filmen spricht, charakterisiert sich von selbst.

Die wirkliche Hauptstadt der Republik heißt Frankfurt am Main.

Bonn war wirklich nur ein Mißverständnis. Der permanente Veit-Harlan-Skandal hat es erneut und endgültig bewiesen.

Spaziergang

In diesen Tagen, wo die Frühlingssonne herauskommt und der Himmel — wenn auch blaß — doch blau ist, macht es Spaß, in Bonn zu sein; denn Bonn ist eine nette kleine Stadt mit viel Grün und viel Bunt. Das Bunteste von allem aber ist der Strauß der Verbände, Bünde, Vereinigungen und Organisationen, der in diesem Städtchen blüht. Und gar nicht im verborgenen.

Die Koblenzer Straße ist eine tief beeindruckende Straße. Da steht das Palais Schaumburg, Amtssitz des Bundeskanzlers. Da steht die Villa Hammerschmidt, Amtssitz und Wohnsitz des Bundespräsidenten. Und gleich nebenan wächst ein Neubau in der Frühlingssonne: das künftige Domizil des „Zentralverbandes des Deutschen Handwerks“. Und daneben residiert der

„Deutscher Bauernverband“ in zwei ehemals prächtigen Villen. Das heißt, bei hellem Licht betrachtet — und das der Märzsonne reicht schon aus —, sind die Villen eigentlich auch heute noch prächtig. Und die übrigen 268 Zentralen und „Verbindungsstellen“ von Bundesverbänden, Landesverbänden, Dachverbänden, Fachverbänden, Wirtschaftsorganisationen, Unterorganisationen, Dachorganisationen, Arbeitsgemeinschaften und Genossenschaften sind auch recht repräsentativ; denn repräsentieren muß man ja. Für sich selber, gegenseitig? Oder für den kleinen Mann? Man sollte es annehmen, denn der kleine Mann muß all diesen Aufwand bezahlen, und Aufwand wird ja wohl auch einiger gemacht werden. Diese Aufwandkosten laufen dann über das Unkostenkonto jener Betriebe, die in den jeweils zuständigen der 270 Bonner Zentralen und Verbindungsstellen vertreten werden. Die Betriebe verteilen diese Unkosten auf die Preise ihrer Produktion, und die Preise bezahlt ja dann am Schluß der kleine Mann.

Die aber, die den Aufwand machen, haben schon mit gehässigem Lächeln gefragt, ob der Gewerkschaftsbeitrag etwa auch als Steuer gilt...

Ach ja, es ist sonderbar. Es gibt so viele kostbare und teure Blumen in jenem bunten Bonner Blumenstrauß von 270 Vertretungen von Verbänden, aber immer ist es das unscheinbarste Pflänzchen, auf das die Leute schauen. Leute wie zum Beispiel Bundesjustizminister Dr. Dehler, der mit Argusaugen wacht, daß der DGB „keinen Einfluß auf die Regierungspolitik“ nimmt. Wenn man aber die Bonner DGB-Vertretung besucht, dann muß man sich doch wohl manches fragen. Wieso z. B. zwei Personen in zwei Räumen so gefährlich sein könnten, wo sie doch nicht wie andere großen Aufwand treiben...

Und welchen Zweck — wenn es wirklich so wäre — der große Aufwand der Großen hätte...

Und wer die Behörden der Regierung von den repräsentierenden Verbandsvertretern schützt?

Keine Antwort

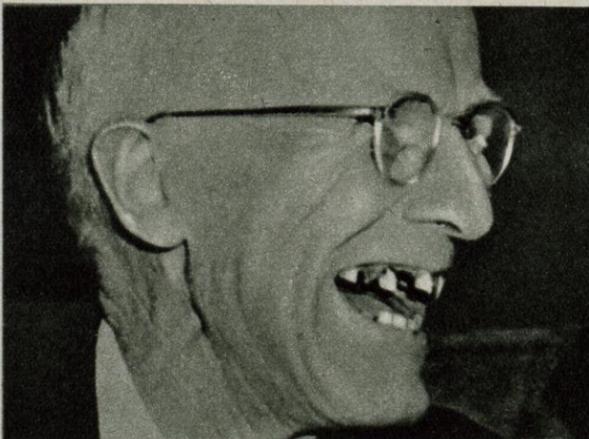
„An ihren Führern sollst du sie erkennen“, dachte sich ein Reporter der Schweizer Zeitung „Die Tat“ und beschloß, eine Weltreise zu unternehmen; per Straßenbahn. Und er beschloß, sich vor allem mit den Führern zu unterhalten, den Straßenbahnführern. Aber die Führer aller Länder vereinigen sich in einer Bewegung. Sie grüßten den Weltfahrer mit dem Zeigefinger der erhobenen rechten Hand, die auf das allbekannte Emailschild wies, das in jedem Triebwagen hängt und das die Straßenbahnführer zu den großen Einsamen in dem geschäftig brodelnden Hexenkessel unserer Großstädte macht. Weil er mit den Führern also nicht sprechen durfte, schrieb sich der Weltreisende wenigstens den Text jener Schilder ab, um an ihnen den Charakter eines jeden Volkes erkennen zu können.

Im Deutschland der Befehle und Verordnungen konnte nichts anderes stehen als: „Die Unterhaltung mit dem Führer ist verboten!“

Die Franzosen sind dabei schon viel charmanter: „Sie werden gebeten, nicht mit dem Führer zu sprechen!“

In Rußland ist der Genosse Straßenbahnführer wichtiges Rädchen in der Maschinerie des Staates, und er wird Aktivist, wenn er an allen Haltestellen eine Viertelstunde vor dem Fahrplan vorfährt. Darum, Genossen: „Sabotiert nicht die Arbeit des Führers mit Gerede!“

In Amerika sagt man „Zeit ist Geld“, und wer mit dem Führer spricht, der ist es selber schuld: „Sie verlieren Zeit, wenn Sie mit dem Führer sprechen!“



Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Es wäre in Deutschland vermutlich unmöglich, daß man das Bild eines lachenden Politikers bringt und ihm ein lachendes (?) Krokodil gegenüberstellt. Man stelle sich auf dem Bild links vor: Adenauer oder Ollenhauer. Und daneben irgendein Tier. Vermutlich gäbe es eine Beleidigungsklage. Die genannten Politiker würden sich das vielleicht noch gefallen lassen, aber die Parteien! Sie sähen ihr Parteisymbol verhöhnt. Und da wird die Sache wirklich tierisch ernst. Man sollte jede Ironie akzeptieren, die geistreich ist. Das verstehen die Angelsachsen viel besser als wir. Unsere beiden Fotos (oben) entnahmen wir der kleinen Monatsschrift „Liliput“, der man bestimmt nicht nachsagen kann, sie sei „antidemokratisch“.

Wird es soweit kommen?

Marsch, Marsch, gnädige Frau

Was sagt Herr Blank zu weiblichen Soldaten? Hat er ernste Absichten?



Zackig, zackig, zackig ist der Emil, zackig, zackig ist der Franz, hieß eines der blödesten der blöden deutschen Soldatenlieder à la Herms Niel. Schon wenn Männer so albern durch die Gegend zogen — links—zwei—drei—vier —, kam einem das kalte Kotzen. Und bei diesen marschierenden Formationen bleibt einem einfach die Luft weg. In Deutschland hat es das auch gegeben: NSV-Schwester, Luftwaffenhelferinnen, Polizistinnen usw. Soll das wiederkommen? Wird es die „Verteidigungshelferin“ geben?



Die marschierenden Frauen in England (Bild oben) sind vielleicht nur albern. Hier wird es Ernst: Die Superlative der Gleichberechtigung gibt es natürlich im Osten; Frauen mit Maschinenpistolen, die schließlich im Gefangenenlager landen.



Gut ansehen, Kollege Blank! Augen zumachen, tief Luft holen und nachdenken: Jede von Ihnen ersetzt zwar einen „kampfkraftigen Frontsoldaten“, und es ist verführerisch, unsere sowenig wehrfreudigen Männer durch ein paar um so kampflustigere Frauen zu ersetzen. Aber wo wären denn die Frauen, Schwestern und Mütter, die wir verteidigen sollen? Kollege Blank hat zwar bei einem Interview erklärt, daß es künftig keine deutschen Wehrmachthelferinnen mehr geben soll. Bleibt es auch dabei, wenn einmal „Not am Mann“ ist? Dann soll sogar der Teufel fliegen fressen. Und Herr Blank hoffentlich keine Frauen. Fotos: 3 dpa

Das ist die allerletzte Steigerung weiblichen Soldatentums: Ungezügelter Haß einer russischen „Soldatin“, die ihren fraulichen Gefühlen gegenüber deutschen Kriegsgefangenen durch Anspelen Ausdruck gibt (Originalfoto der Roten Armee nach den Kämpfen um Leningrad). Frauen sind da, um Leben zu geben und Leben zu hegen, nicht um Leben zu zerstören und Handlangerdienste zu leisten, wenn es um die Vernichtung der Söhne anderer Mütter geht. Was nutzt das Gerede vom „hehren Wesen der Frau“ hierzulande, wenn sie im Krieg verheizt wird. Noch heißt es „gnädige Frau“, wenn man besonders höflich ist. Und wie im nächsten Krieg?

Ich kann Ihnen eine Zigarre nicht ersparen

„Sagen Sie mal, Müller“, fragte Direktor Quellkamp seinen Buchhalter, „haben Sie eigentlich Wiedemann mal wieder gemahnt?“ „Nein“, antwortete der Buchhalter, „aber ich wollte heute...“

„Heute, was heißt heute? Gestern schon hätten Sie ihn mahnen sollen. Vorgestern. Jeden Tag. Solchem Kerl darf man keine Ruhe lassen. Immer diese faulen Vertröstungen. Anderswo markiert er den dicken Willen, macht große Zehen in den Kneipen, und ich gehe draußen vorbei und kaufe mir ein paar Würstchen mit Senf. Was denkt so ein Kerl sich wohl? Los, schreiben Sie ihm sofort. Und geigen Sie ihm ordentlich die Meinung. Daß er ein widerlicher Kunde wäre, ein Hochstapler, und wir nicht den geringsten Wert darauf legten, von ihm noch mal mit einem Auftrag bedacht zu werden.“



Frauen unter Tage

In Polen ist jetzt in der Nähe eines Bergwerkes, das den Namen des französischen Kommunistenführers Maurice Thorez trägt, eine Berufsschule für die Ausbildung von Frauen für die Arbeit in den Kohlengruben unter Tage eröffnet worden. Die Schülerinnen werden aus der Landwirtschaft geholt. Der Grund für diese barbarische Maßnahme ist der wachsende Bedarf der Sowjet-Union an polnischer Kohle, mit der die Förderung nicht Schritt halten kann.

werden. Daß wir im Gegenteil... Also spinnen Sie das aus und sorgen Sie dafür, daß der Brief heute noch rausgeht.“

Damit verließ Quellkamp das Büro. Als er am nächsten Morgen wieder erschien, war es das erste, daß er Müller rufen ließ.

„Haben Sie Wiedemann gemahnt?“ fragte er. „Jawohl“, antwortete Müller.

„Und was haben Sie ihm geschrieben?“ „So wie der Herr Direktor es gesagt haben.“

„Sind Sie denn ganz verrückt“, begann Quellkamp zu toben. „So einen Brief kann man doch nicht abschicken.“

„Aber der Herr Direktor haben doch selbst gesagt...“, suchte Müller sich zu verteidigen. „Natürlich habe ich das gesagt“, gab Quellkamp zu, „aber das heißt doch nicht...“

Schließlich ist Wiedemann immer ein guter Kunde gewesen. Es hätte genügt, wenn Sie ihm ein paar Zeilen geschrieben hätten in der Art: Bei Durchsicht unserer Bücher... Sie wissen, in solchen Fällen ist ein persönlicher Stil alles andere als angebracht.“

In diesem Augenblick betrat ein Laufjunge das Büro des Gewaltigen.

„Ja, was ist?“ „Herr Wiedemann wartet draußen.“

„Hat er gesagt, was er will?“ „Er sagt, er will seine Rechnung begleichen.“

„Passen Sie auf“, wandte Quellkamp sich an Müller. „Das gibt eine Beleidigungsklage.“

„Vielleicht“, antwortete der und verließ lächelnd das Büro des Direktors, der mit klopfendem Herzen den Eintritt Wiedemanns erwartete.

Während dieser den schuldigen Betrag auf den Kassentisch zählte, versuchte Quellkamp, sich wegen der Mahnung zu entschuldigen.

„Aber das ist doch nicht der Rede wert“, sagte Wiedemann. „Ist doch schließlich Ihr gutes Recht, einen Kunden an seine Schulden zu erinnern.“

„Gewiß“, gab Quellkamp zu, „nur, mein Buchhalter hat einen, wie soll ich es nur sagen, einen so durchaus persönlichen Stil.“

„Mag sein“, antwortete Wiedemann, „ist mir übrigens nicht aufgefallen. Ich habe Ihren Brief nämlich noch gar nicht gelesen. Ich wußte ja, was Sie von mir wollten, und da ich sowieso vorbeikommen mußte, um über einen neuen Auftrag mit Ihnen zu reden, bin ich eben gleich herübergekommen. Aber wenn Sie meinen, daß es sich lohnt, will ich mir den Brief doch genauer anschauen. Unsereiner kommt ja gelegentlich auch mal in die Lage, einen säumigen Schuldner zu mahnen. Da kann man also nur lernen.“

Damit suchte er in seiner Tasche nach dem Brief. Als er ihn gefunden und angelesen hatte, meinte er enttäuscht: „Na, wenn Sie das persönlich nennen...“

Jetzt kommt die Katastrophe, dachte Quellkamp und blickte aufgeregt in den gefährlichen Brief, der, genau wie tausend andere Briefe begann und mit der ergebenen Wertschätzung des Unterzeichneten endete.

„Sie haben recht“, sagte Quellkamp und reichte den Brief zurück. „Der Brief ist alles andere als persönlich. Na, dafür wird der Mann eine Zigarre bekommen.“

„Na, na“, begütigte Wiedemann, „doch nun wollen wir von dem neuen Auftrag reden.“

„Bitte“, sagte der Direktor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Als Wiedemann gegangen war, ließ Quellkamp seinen Buchhalter rufen. „Müller“, sagte er zu diesem, „ich habe Sie immer für einen fähigen Menschen gehalten. Aber nach dem, was ich heute von Ihnen zu sehen bekam, kann ich Ihnen eine Zigarre nicht ersparen. Bitte, bedienen Sie sich“, schloß er lachend und reichte dem Verwunderten die offene Kiste hin.

Erich Grisar

„Der Hund ist ein mit Flöhen bewohnter Organismus“, schrieb der hundefeindliche Kurt Tucholsky. Trotzdem widmete er diesem „Organismus“ in einem seiner Bücher mehrere Seiten. Wahrscheinlich war es bei ihm eine Haß-Liebe, die ihn derartiges über Hunde schreiben ließ. Über den Hund (rechts) läßt sich nichts Ernsthaftes schreiben, weil seine Physiognomie zum Lachen reizt. Das fand auch der französische Zeichner Jean Effel, der sich die Erschaf-



fung dieses kuriosen Tieres so vorstellt: Siehe Zeichnung. In seinem Buch „Die Erschaffung der Welt“, das bei Rowohlt in Hamburg erschien, beschäftigt sich Effel mit der Schöpfungsgeschichte. Mit lebenswürdigem Humor läßt er den lieben Gott Tiere erschaffen.

Foto: Dr. Hand Jesse

Die Gesichter des Josef Stalin



In meinem Betrieb bestimme ich... sagte Herr Hedtke und zahlte 500 Mark Strafe

Eine bedenkliche Geschichte über das „Ehrbare Handwerk“ habe ich im Gerichtssaal in Heide miterlebt.

Recht eindeutig umriß der Staatsanwalt vor dem Schöffengericht die Zustände, als er sagte, im Betrieb des angeklagten Malermeisters herrschten Zustände wie im Mittelalter.

Es war eine lange Liste von teilweise sehr schweren Vergehen gegen das Jugendschutzgesetz und gegen die Arbeitszeitordnung, die bei der Beweisaufnahme zutage traten. So ergab sich bei der mehrstündigen Verhandlung, daß der jüngste Stift, der 15jährige Lehrling, unter der eigenwilligen Art seines Lehrherrn am stärksten litt. Unter dem Motto „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ war er um 7 Uhr der erste in der Werkstatt und hatte Glück, wenn er um 20 Uhr fertig war und heimgehen konnte. Er machte auch wiederholt die Laufgänge, während sein 16jähriger Lehrkollege und der Geselle Mittagspause hatten. Aber auch am Samstagnachmittag mußte er bei Pinselwaschen und Werkstattfeigen u. ä. bis 17 Uhr meistens das ehrbare Malerhandwerk erlernen! Auf seinen schwächlichen Körperzustand und auf seinen halbständigen Anmarschweg nahm der Meister keine Rücksicht. Aber auch den Berufsschulunterricht hielt er für überflüssig, wenn die Arbeit „drängte“. Daß das Jugendschutzgesetz nicht aushing, wird nicht überraschen, aber Herr Hedtke wußte gar nicht, daß es ein Gesetz zum Schutz der berufstätigen Jugend oder gar eine Arbeitszeitordnung gab, obwohl er erst vor einigen Jahren seine Meisterprüfung gemacht hatte.

Harte Vorwürfe erhob der Staatsanwalt gegen den angeklagten Meister, als in der Verhandlung von den beiden Lehrlingen zugegeben werden mußte, daß sie von ihrem Lehrherrn angehalten und beeinflusst waren, falsche Aussagen vor Gericht zugunsten des Angeklagten zu machen.

Daß die Arbeit in der Werkstatt noch 2-3 Stunden nach dem Berufsschulunterricht für die Lehrlinge weiterging, war ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß er seinem Gesellen nur 48 Stunden von den im Durchschnitt 60 geleisteten Arbeitsstunden bezahlte. Überstundenzuschläge waren unbekannt. Bei einer Kontrolle im Betrieb kam ein beauftragter Polizeibeamter an die falsche Adresse. „Herr Meister“ ließ sich nur schwer belehren. Als dann wenig später derselbe Beamte an einem Sonntag Lehrlinge und Gesellen wieder bei der Arbeit traf, ohne daß eine Ausnahme genehmigung des Gewerbeaufsichtsamtes vorlag, verließ Herr Hedtke erneut die Vernunft. Es gab einen unschönen Auftritt unter den Augen der Öffentlichkeit, bei dem auch Worte wie „Spitzel“ und „Spion“ gegenüber der Polizei fielen.

Der Staatsanwalt geißelte das Verhalten dieses unbelehrbaren Meisters, der noch in der Verhandlung die minderjährigen „Stifte“ in schwere Gewissenskonflikte gebracht hatte, und beantragte wegen fortgesetzter Vergehen gegen das Jugend-Schutzgesetz, Überschreitung der Arbeitszeitordnung und Beamtennötigung sowie Beamteneinbeleidigung insgesamt 1000 Mark Strafe — ersatzweise Haft. „Die Strafe muß hart ausfallen“, sagte der Staatsanwalt und verwies auf das

skrupellose Verhalten, wodurch Lehrlinge nur als billige Arbeitskräfte ausgenutzt werden. Selbst der Verteidiger mußte zugeben, daß sein Mandant im Sinne des Gesetzes schuldig war und bat um „Milde“.

Damit ist dieser Fall zu Ende berichtet, bleibt nur hinzuzufügen, daß Herr Hedtke eine Geldstrafe von 500 Mark erhielt. Ist dieser Verstoß gegen das Jugendschutzgesetz ein Einzelfall? Nein — aber hier hat endlich einmal ein Gericht ein klares Wort gesprochen.

Charles Roesmer:

Die Weltanschauung des Hasses

In einer rumänischen Zeitung, die sich die Pflege des revolutionär-kommunistischen Bewußtseins besonders angelegen sein läßt, hat dieser Tage ein gewisser Maniulu, seines Zeichens Professor der politischen Wissenschaften, in einem Artikel Grundlegendes über den „Segen des Hasses“ geschrieben.

In dem Artikel dieses zähnefletschenden Professors für angewandte Unmenschlichkeit heißt es unter anderem:

„Der Haß, die aus Verantwortungsgefühl gegenüber der Klasse und der von ihr geleiteten Nation geborene Mitleidlosigkeit gegenüber imperialistischen Agenten, Verrätern und gekauften Subjekten, ist das fruchtbarste und schöpferischste Gefühl, das der revolutionäre Mensch haben kann!“

Diesen grimmigen, positiven Haß gegen alles, was schädlich und rückschrittlich ist, diesen Haß gegen das barbarische Wüten der Dollarhyänen in Korea, gegen das Abschlagen von Frauen und Kindern durch ihre kaugummifressenden Flieger, diesen elementaren Haß gegen jene Kreaturen, die sich den Totfeinden der Arbeiterklasse der ganzen Welt, den Kriegshetzern der Wallstreet verkaufen, kann man nicht systematisch genug schüren.

Man muß ihn schüren, bis er zur hellen, lodernen Flamme wird, die all den Unrat und Moder verbrennt, der noch unser gesellschaftliches Leben belastet.

Wir müssen diesen Haß unseren Kindern einimpfen, unseren jungen und jüngsten Kämpfern, damit sie unerbittlich und eisern hart werden, gegen Mütter und Väter, die ihre proletarischen Pflichten veraten haben.

Wir predigen diesen Haß aus heißer Liebe zu der werdenden Welt, die unter dem ruhmreichen Banner des großen und weisen Stalin bereit ist, ihren Stempel diesem Erdball aufzudrücken.

Wir hassen aus Menschlichkeit! Wir vernichten die scheußliche Brut der gekauften Schurken, die unser herrliches Werk zerstören wollen, aus unserem felsenfesten Glauben an die Zukunft heraus! Jede Kugel, die einen Verräter fällt, ist ein Ruf des Kommenden und der Fanfarendeckelung einer neuen Zeit. Die Humanität, die Liebe und die Barmherzigkeit sind für morgen!

Das Heute gehört einer Wachsamkeit ohne gleichen, gehört dem fruchtbarsten Haß, dem Haß, dem Haß...! Der große Dichter und Pazifist Romain Rolland, der Lenin kannte und der gewisse Neigungen für die Ideale des Kommunismus hatte — welch ein Abgrund würde ihn wohl heute von den Blut-Bürokraten des Kreml trennen —, schrieb einmal in seinen Tagebüchern:

„Es gibt nur einen Haß, der eines Menschen würdig ist: den Haß gegen Mord und Krieg!“

Es gibt nur eine Liebe, die den Menschen über sich hinaushebt: die Liebe zu seinen Mitmenschen!“

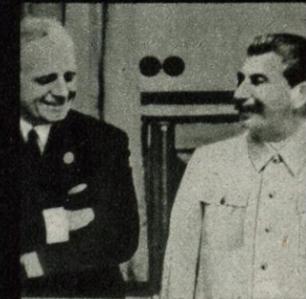


Was wird nach Stalins Tod? fragte der britische Außenminister Anthony Eden den amerikanischen Präsidenten Dwight D. Eisenhower am 6. März während ihres Zusammentreffens in Washington. Eisenhowers Gesicht sieht wie das einer trauernden Witwe aus, die über die Vorzüge ihres Verblichenen spricht. Und dabei waren Ike und Stalin bei Gott keine Freunde. Nun ja, den alten Stalin kannte man, den neuen Malenkow aber... 3 Fotos dpa

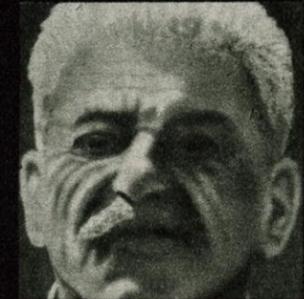
In Italien zum Beispiel wurde Stalins Tod ziemlich handfest quittiert. Mit Teer und einer anderen überreichenden Masse strichen Stalin-Feinde das Gesicht des großen Diktators an. Ob man damit den Stalinismus, der sich in den Köpfen vieler Zeitgenossen festgesetzt hat, löschen kann, ist mehr als fraglich. Foto: Seeger



Salon-Kommunisten verehren den jungen revolutionären Stalin, der, 25jährig, (Bild oben) Revolution machte.



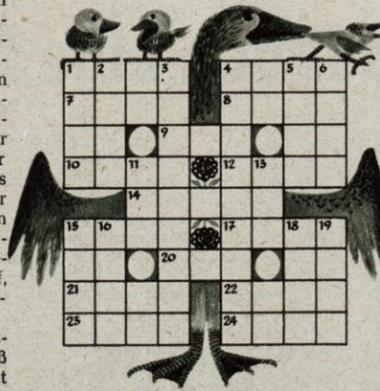
Stalinisten werden böse, wenn man sie an das Zusammentreffen Stalins mit dem Nazi Ribbentrop erinnert.



Diesen alten Mann kennt kaum einer. Müde und zerfallen: So sah er wirklich aus! Das Bild entging der Zensur.



In Unterhemden zur Stalinehrung marschierten FDJler zum sowjetischen Ehrenmal in Westberlin. An der Sektorengrenze machten Westberliner Polizisten darauf aufmerksam, daß ein Vorbeimarsch in Uniform verboten sei. Stalins Jünger stehen vor dem idealisierten Meister. Foto: dpa



Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter:
a) von links nach rechts: 1. Gebäck, 4. Fluß in Pommern, 7. Duftgewächs, 8. Erz, 9. Vereinigung, 10. engl. nimm, 12. Verwandte, 14. Mädchenname, 15. Stadt in Italien, 17. Stadt in Ostfriesland, 20. ital. Klosterbruder, 21. Brennmittel, 22. frz. Weihnachten, 23. Frauenname, 24. Ansiedlung.
b) von oben nach unten: 1. Jungtiervogel, 2. ital. Rom, 3. span. Insel, 4. Ort im Harz, 5. Vogel, 6. Frauenname, 11. Erholung, 13. engl. Bier, 15. Überbringer, 16. Kleinstteil, 18. Stadt in Böhmen, 19. Männername.

Auflösung aus Nr. 5

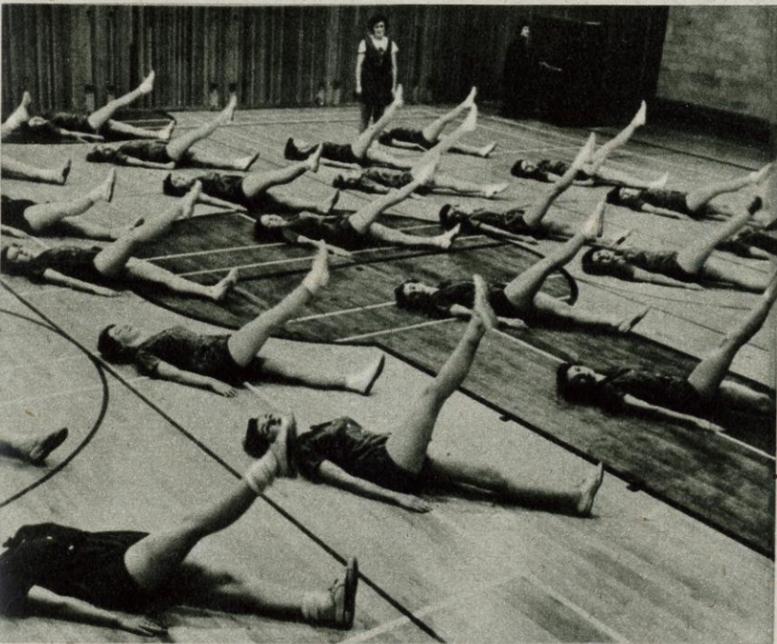
a) 1. Sa, 2. Irma, 5. Winter, 7. Ei, 9. Gnom, 11. Li, 12. Paul, 14. Po, 15. Gehalt, 16. Oran, 17. Aa, b) 1. Steg, 2. Inn, 3. Medium, 4. Ar, 6. Iim, 8. Instler, 10. Ob, 11. La, 12. Pol, 13. Lama, 14. Pan, 15. Go.



Berichterstatter Seeger schrieb aus USA:
 „Hallo“, begrüßte mich Peggy Donald, 17 Jahre alt, Schülerin der Fischer-Park-Schule. „Wie gefällt es Ihnen bei uns?“ Dabei nähte sie an ihrem Tanzkleidchen. „Gut“, sagte ich. Das war Peggy zu wenig: „Was gefällt Ihnen am besten?“ — „Am besten gefällt mir, daß die Menschen hier am wenigsten arbeiten und doch das meiste Geld verdienen, obwohl hier — wie überall in der Welt — auch nur mit Wasser gekocht wird.“ Peggy sah mich lächelnd an: „Ja, das ist unser Lebensgeheimnis: Man muß All-round-man sein, alles können und verstehen!“



Zehn Minuten später sah ich Peggy (vorne links) im Tanzsaal wieder. Zwölf Paare drehten sich dort nach der Musik einer Schallplatte morgens zwischen 10 und 11 Uhr. Nach Mathematik und vor Geographie wurde „Mambo“ geübt in einer normalen Unterrichtsstunde. Aber nicht nur das. Auf dem Stundenplan fand ich außerdem: Bildhauerei, Automechanik, Kochen, Modellbau, Malen, Nähen, Vortrag, Mode, Literatur u. a. m. Und keines dieser Fächer wird nebenbei oder als fünftes Rad behandelt, jedes wird gleich wichtig und ernst genommen an dieser Schule.



Auf Peggys Stundenplan stand am Nachmittag u. a. „Zeichnen“. Ich fand sie im Klassenraum. Zwei Mädchen hatten sich als Modell zur Verfügung gestellt. Die anderen zeichneten deren Ballettkostüme für die Abendschau der nächsten Woche. „Sehen Sie“, sagte Peggy, „wir müssen alles lernen: Ballett tanzen und Fleisch braten, Hemingway verstehen und einen alten Ford reparieren. Man muß es können und die Zusammenhänge verstehen.“

Aus der Schule geplaudert

Schön sein - und ... bleiben
 könnte man dieses Unterrichtsfach übersetzen. Ein Teil davon ist Gymnastik, die den Körper jung, schön und widerstandsfähig halten soll. Das ist dort jedem genau so wichtig wie Geometrie oder Grammatik. „Das erhöht und erhält unser Selbstbewußtsein“, erklärt Peggy Donald. „Dadurch wird keiner von uns Maschine oder Prolet, egal, ob er später an einer Hochschule lehrt oder bei Ford am Band steht. Immer bleibt er denkender Mensch und Mitarbeiter.“

Unser Lebensgeheimnis!
 Zum Abschied sagte mir Peggy: „Auch bei der stürzten Arbeit, auch am Fließband ein denkender Mensch bleiben. Dadurch konnten unsere Arbeiter ihre Produktionsmethoden immer wieder vereinfachen, konnten immer wieder mit weniger Arbeit mehr leisten und mehr verdienen. Wir nennen es Produktivität.“ Abends sah ich sie zum letzten Mal im Tanzsaal. Sie übte beim Ballett mit Peggy, die zweite von vorn.



Boxer werden selten reich



Billy Graham ist einer der führenden amerikanischen Herausforderer des Box-Weltmeisters im Weltgewicht, Kid Gavilan. Er hat 115 Profikämpfe hinter sich, von denen er 108 gewann. Wieviel er dabei verdiente, das erzählte er dem Korrespondenten Allan Felton:

Falls ich mich einmal vom Boxen mit einem dicken Bankkonto zurückziehen kann, wird das der größte Erfolg meiner Karriere sein. In den elf Jahren als Profiboxer sind 120 000 Dollar durch meine Börse gegangen, und wenn ich Ihnen jetzt sagen würde, daß davon in meiner Kasse 10 000 Dollar übriggeblieben seien, dann wäre ich ein großer Lügner. Abgesehen von einem kleinen Holzhaus am Rande New Yorks, einem älteren Wagen und dem täglichen Brot haben die Grahams (meine Frau, zwei Kinder und ich) keinen anderen

Wohlstand. Dabei wurde ich gut gemanagt, und auch die Börsen sind mir bei hellem Tageslicht ausgezahlt worden.

Ich bin ein geschätzter Boxer, niemand knockte mich jemals aus. Ich trinke nicht, ich rauche nicht und gehe stets sehr früh zu Bett.

Ernsthaft: es gibt eine Reihe von Gründen, warum ich nicht in der Lage war, meine Einkünfte besser zu verwalten. Ein Boxer kann froh sein, wenn er



Drittel schlucken die Manager), schließlich der Unterhalt der Familie und endlich das größte Handicap für einen Boxer wie mich: du mußt einmal einen Durchbruch gehabt haben, den Titel dieser Klasse, erst der bringt das große Geld. Ich habe herausgefunden, daß ich im Jahr mindestens 12 000 Dollar brauche, um das Leben eines prominenten Boxers zu bestreiten, der einmal Weltmeister werden will. Mit dreißig habe ich vielleicht noch zwei Jahre Zeit. Sie können selbst errechnen, daß ich in dieser Zeit nicht reich werden kann.



mehr als die Hälfte seiner Börse übrigbehält. Die Unkosten vor dem Kampf und jene danach (allein ein



<p>Widder Nachts ist es kälter als draußen. Sie sollten darum nur in warmen Badehosen schwimmen gehen.</p> <p>Stier Sie müssen sich mit Ihren Gegnern auseinandersetzen. Lassen Sie es ruhig zu einem Krach kommen. Selbst mit Ihrem Chef, wenn's drauf ankommt. Das klärt die Luft und macht neuen Anfang. Wahrscheinlich bei einer andern Firma.</p> <p>Zwillinge Ertragen Sie die Hinterhältigkeiten Ihrer Freundin mit Geduld. Auch deren Krug geht nur so lange zum Brunn, bis das Kind hineingefallen ist.</p> <p>Krebs Sie sollten Ihrem Magen jeden Wunsch von den Augen ablesen und ihn wie ihren Augapfel hüten, denn Ihre Verdauung steht auf schwachen Füßen. Vermeiden Sie in dieser Woche den Genuß von unreifem Obst.</p> <p>Löwe Warum machen Sie sich nie Gedanken über Ihre Haltung zu Freunden und Kollegen? Viele Komplikationen beruhen auf Gegenseitigkeit. Bedenken Sie immer: Wie man sich bettet, so tönt es heraus.</p> <p>Jungfrau Der bittere Schweiß der Arbeit wird in dieser Woche auch Ihr Leben versüßen. Am Montagmorgen ist die Arbeitsunlust jedoch sehr groß.</p>	<p>Waage Lohnempfänger dürfen für Freitag eine Aufbesserung ihrer finanziellen Lage erhoffen. Es ist aber zu empfehlen, Leute zu meiden, von denen Sie Geld gepumpt haben.</p> <p>Skorpion Wenn Sie auch einen sternzeichenbedingten Hang zum Pläneschmieden haben, so vergessen Sie nie, daß vieles von dem, was Sie vorhaben, ein totgeborenes Kind ist, das sich im Sande verlaufen wird.</p> <p>Schütze Kümmern Sie sich doch nicht mehr um die kleinen Fische, die keinen Schuß Pulver wert sind und doch immer wieder durchs Netz schlüpfen, sonst werden Sie nämlich den Vogel abschließen.</p> <p>Steinbock Packen Sie den kapitalen Bock, den Sie geschossen haben, bei den Hörnern und versenken Sie ihn an der tiefsten Stelle des Meeres und warten Sie, bis Gras darüber gewachsen ist.</p> <p>Wassermann Sie sollten sich nicht immer aufs Eis führen lassen. Eines Tages brechen Sie ein, und wenn Ihnen das Wasser bis zum Hals geht, stehen Sie da und sitzen auf dem Trockenen.</p> <p>Fische Es hat keinen Sinn, wie ein bezogener Pudel umherzustehen und nach Vogelsträub-Art den Kopf in den Sand zu stecken.</p>
--	---

Mit Harpune und Dynamit

ROMAN EINES AUSREISSERS
von Werner Helwig

An Bord der „Saloniki“, des griechischen Dampfers, befanden sich außer Clemens, dem Abenteurersuchenden, noch zwei blinde Passagiere. Sie wurden erlappt und in Athen der Polizei übergeben. Clemens möchte nicht das gleiche erleben und muß sich deshalb weiter versteckt halten. Wann und wo wird es ihm gelingen, von Bord des Schiffes zu kommen?

6 Der Kapitän war also wach, hatte Frühstück befohlen, und mein Koch hatte wie gewohnt die Ablösung zuerst bedient, denn unten erwarteten ihn Prügel, wenn er nicht pünktlich war, beim Kapitänje bestenfalls Flüche. Ja, ich war so gedankenvoll oder gedankenleer, wie soll ich es sagen, daß mich diese Beobachtung gar nicht störte.

Ich erschrak auch nicht, als hinter mir die Tür ging. Der Koch stand da. Zum erstenmal sah ich sein Gesicht ganz deutlich. Es war ein gleichsam grauweißes, gedunsenes Gesicht, bartstopplig, mit punktschwarzen Augen. „Kally Meras“, begrüßte ich den guten Mann. „Guten Morgen. Haben Sie das für mich vorbereitet?“ fragte ich ihn mit einer geradezu sagenhaften Frechheit, indem ich auf das Tablett des Kapitäns wies. Und als er immer noch in starrem Schweigen verharrte, fuhr ich fort: „Ewcharisto, Barba, ta itane paraboli ta me ypodreosis“, was meiner Vorstellung nach ungefähr heißen mußte: Danke, Onkelchen, das ist wirklich zuviel, damit würdest du mich zu sehr verpflichten.

Und dann unterließ ich ihn, bevor er den Mund öffnen konnte.

Unterlaufen, das war schon einer meiner beliebtesten Tricks auf dem Schulhof daheim gewesen. Man bückt sich blitzschnell, nimmt den nichtsahnenden Gegner gleichsam auf die Hörner, wirft ihn hinter sich und entwandert.

Nun, das Entwandern war eine kitzlige Sache so an Bord. Das konnte nur über die Reling führen, denn die Entdeckung, daß noch ein blinder Passagier im Schiff umhergeisterte, würde sicher die höchste Alarmstufe auslösen. Da war kein Versteck, keine noch so gut gewählte Tarnung sicher. Bevor sich der Mann erholen konnte, riskierte ich meinen Hechtsprung ins große, schwarze, kalte Bodenlose. Unter Hinterlassung meines Gummimantels und meines getreuen Rucksäckchens. Denn gerade dieses Mal, ausgerechnet, hatte ich die Sachen im Kabelgatt zurückgelassen. Aber so ist es immer.

Und das Wasser, das kann ich euch versichern, Leute, das war nicht schön. Von südlicher Wärme keine Spur. Ich schlug mir fast den Schädel ein an dieser Kälte. Es war eine dicke, glasflüssig träge Kälte. Aber das Salzwasser trug, wie mich noch nie ein Wasser getragen hatte. Als ich ungefähr wieder bei Besinnung war und den Kopf hob, auf dem Rücken schwim-

mend, war das breite schwarze Heck der „Saloniki“ schon mindestens dreihundert Meter vor mir entfernt. Die Neuigkeit war nur, daß schlagartig die Deckbeleuchtung anging. Na, die mochten suchen. Denn daß ich einfach über Bord gegangen sei, das konnte ihnen gewiß nicht einfallen. Ich aber nahm entschlossen Kurs auf die schattenhaften Uferberge, die sich vor dem ehernen Blau des Nachthimmels abzeichneten. Es war eine Strecke ohne Ende. Walfischnackige Wogen trugen mich immer wieder ein Stück zurück. Gott sei Dank waren es sehr ruhige Wogen, nur überkreuzt von den Heckwellen, die das entschwindende Schiff auf seiner Spur ließen. Nach einer Stunde Schwimmen fühlte ich mich gut und warm im Element. Nach zwei Stunden Schwimmen trat mir die Kälte ins Blut und verbleite langsam mein Geäder. Erst spürte ich mich noch von den Fingern bis zu den Zehen. Dann spürte ich mich nur noch in der Brust. Und zuletzt nur noch im Hirn, denn auch die Gesichtsmuskeln waren abgefroren. Immerhin führten Arme und Beine ihre Schwimmbewegungen automatisch weiter. Im Hirn dachte ich dann kreisend um etwas herum, das mich zwar noch betraf, sich aber schon aus der Entfernung einer höflichen Gleichgültigkeit mit mir, mit meinen Wünschen, Absichten, mit meinem Willen beschäftigte. Dann erlosch auch das. Ich war leblos geworden und starr wie eine Treppenstufe. Und bestimmungslos. Die Wogen schleckten an mir. Aber das wußte ich nicht mehr. Ich zog mich krumm, und mein Kopf kam unter Wasser, die Arme klappten von mir weg, die Beine klappten von mir weg. Alles nach unten. Dann kam unterseich ein grünes Leuchten auf mich zu. Ich berührte die Ränder irgendwelchen merkwürdigen Strickwerks. In das gleichmäßige tosende Schluchzen der Wasser mischte sich störender, fremdartiger Lärm. Ein Fischhaken schnappte über mich am Hosenbund. Verflucht unbarmherzige Fäuste entriessen mich dem orgelnden Rausch des Ertrinkens. Ich wurde wie ein Wrackteil über eine Bordwand gezerrt. Luft drang zerplatzend in mich ein. Seewasser drang aus mir heraus. Ich erwachte mit einer Kürbisflasche am Mund, aus der mir Wein über die Mundwinkel in den Hals rann. Etwas Prickelndes, Stechendes, Unvernünftiges, wie mir schien, wurde meinem armen Körper angetan. Aber es war vernünftig. Man gab mich dem Leben wieder. Man förderte mein Erbrechen. Man massierte mich, knetete mich durch. Und der, der das alles getan hatte, war ein pelionitischer Fischer. Nenne mich Barbajanni, sagte er später zu mir, als er mich im Heck seines Ruderbootes unter einem Haufen Lumpen warm versorgt hatte. Nenne mich Barbajanni. Das waren die Worte, die meinen Eintritt in ein neues Dasein begleiteten. Einer war dahingegangen. Ein anderer begann.

ich zu verlieren? Ich war entblößt von meiner ganzen Habe. Lediglich der goldene Löffel, das Patengeschenk, befand sich noch in meinem Brustbeutel. Alles andere war auf dem Dampfer zurückgeblieben. Ich war somit fest entschlossen, dem Barbajanni meine Dienste anzutragen. So gut es ging, stellte ich ihm meine Situation dar, meine Sehnsüchte, meine Absichten, meine Vergangenheit, meine Schwierigkeit mit Papieren. Ich war rückhaltlos offen zu ihm, denn er flößte mir mit seiner ruhigen, überlegenen Art ein Vertrauen ein, als ob wir uns schon lange kannten.

Wir fuhren mit dem Boot, das den Namen „Agios Nikolaos“ trug, am wellenschallenden Schluchten- und Höhlenstrand des Pelionostanges vorbei. Allenthalben erkannten wir andere Fischerboote, die schwarzschattend gen Osten strebten, gen Sonnenaufgang. Was mich erstaunte, waren schreckhafte Kanonenschüsse, die von ihnen auszugehen schienen und die mit langrollendem Echo in den Höhlungen und Klüften des Ufers nachhallten.

Als ich den Barbajanni fragte, was die da trieben, antwortete er, ohne sich jedoch nach mir umzudrehen: „Sie fischen mit Dynamit.“

„Mit Dynamit?“ fragte ich erstaunt zurück. „Ja“, antwortete er, „wir fischen hier mit Dynamit. Es ist zwar verboten, aber wir sind arm, und das Dynamit ersetzt uns die teuren Netze.“

Also tun wir es.“

„Und warum ist es verboten?“ fragte ich. „Weil es allmählich die ganzen Fische in unserem Meer zum Aussterben bringt. Verstehst du, so eine kleine Dynamitbombe ermordet alles, bis zum Grunde hinab und in weitem Umkreis. Auch die kleinen und kleinsten Fische außer den großen und wertvollen Marktfischen, auf die man es abgesehen hat.“

„So macht ihr euch ja selbst auf die Jahre hin die Fischerei kaputt“, sagte ich.

„Wir wissen es. Und doch tun wir es. Die Armut zwingt uns dazu.“

„Und du“, fragte ich, „du tust es auch?“ „Wenn es mir schlecht geht, tu ich es auch“, bestätigte er.

„Und was sagen die anderen dazu, ich meine jene, die nicht mit Dynamit fischen?“

„Sie hassen uns. Sie machen Jagd auf uns. Sie verraten uns an die Küstenpolizei.“

„Und es gibt keine Verständigung?“

„Wenn wir einig wären, könnten wir diesem Unwesen beikommen. Aber das kommt nie zustande. Immer wird es welche geben, die trotzdem weiter mit Dynamit fischen. Heimlich sozusagen. Da sie viel größere Fänge machen, können sie den Fisch billiger verkaufen, und dann sind wieder die anderen, die mit Netzen und Angeln schaffen, benachteiligt.“

Fortsetzung Seite 8



Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leseranfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Auf Wunsch sehen wir von voller Namensnennung ab. Porto für Briefantworten beilegen.

Die Bengels

Sie geben den Jugendlichen auf alle möglichen Fragen Auskunft. Tun Sie das doch auch einmal den Erwachsenen gegenüber, die nicht mehr wissen, wie sie mit den Flegeln fertig werden sollen.

Ich habe eine Werkstatt in der Nähe eines Spielplatzes. Beinahe täglich werfen mir die Bengels eine Scheibe mit dem Fußball ein. Einmal habe ich einen von ihnen durch die Polizei fassen lassen, aber das hat gar nichts geändert. Was soll ich tun?

Werner Kunze, Elberfeld

Das einfachste wäre vielleicht, vor die gefährdeten Fenster ein leichtes Schutzgitter zu spannen, aber wir würden etwas anderes versuchen: den Jungen den besten Fußball kaufen, den es in Elberfeld gibt, und ihnen den schenken. Wir möchten darauf wetten, daß künftig nichts mehr passiert. Überall bemüht man sich heute in der Werbung darum, „durch die Blume“ zu sagen, was man erreichen oder verkaufen will, aber bei Jugendlichen heißt es immer noch „Verboten!“, „Untersagt!“. Das reizt direkt zur Übertretung. Und warum gleich Flegel? Richtige Jungen und Mädchen müssen Unsinn machen können, sonst werden keine „richtigen“ Erwachsenen aus ihnen. Der Dichter Theodor Storm hat sich einmal als wundervoller Erzieher gezeigt, als er an seinen Gartenzaun schrieb:

„Die verehrlichen Jungen, welche heuer meine Äpfel und Birnen zu stehlen gedenken, ersuche ich höf-

lich, bei diesem Vergnügen womöglich insoweit sich zu beschränken, daß sie daneben auf den Beeten mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.“

Verkannte Dichter

Ihr habt mir meine Gedichte zurückgeschickt und behauptet, sie seien noch nicht zur Veröffentlichung reif. Meine Freunde und Verwandten sind anderer Meinung. Aber wer tut schon etwas für junge Dichter? Ihr jedenfalls nicht!

Karl-Günther Strelow, Flensburg

Junge Dichter — wärest Du einer, Karl-Günther, wir würden schon versuchen, Dir weiterzuhelfen! Aber nicht alles, was sich reimt oder ein Gefühl ausdrückt, ist schon ein Gedicht. Jede Mutter freut sich, wenn der Sohn oder die Tochter zum Geburtstag ein paar nette Reime zusammenbringt. Vor hundert Jahren hätte man kaum vorgedruckte Glückwunschkarten geschickt, sondern sich statt dessen bemüht, seine Gefühle hübsch auszudrücken, vielleicht sogar noch ein Bild dazu zu zeichnen — Ihr wollt aber gleich gedruckt und natürlich auch honoriert werden! Wir warten auf junge Dichter und Schriftsteller, aber sie müssen etwas auszusagen haben und dürfen sich nicht in Phrasen und Redewendungen ausdrücken. Es gibt keine „Dichterschulen“ — der Weg zu einem eigenen Stil ist schwer, man muß lernen, lesen, schreiben und sich kritisch mit anderen vergleichen, dann kommt man allmählich da-

zu. Aber man darf auch dann, wenn man die ersten Fähigkeiten erlangt hat, nicht gleich glauben, nun müsse man seine Arbeit aufgeben und fortan als freier Schriftsteller leben. Jeder qualifizierte Handwerker ist heute besser dran als ein freier Schriftsteller! Um nicht zu hungern, muß man dann schreiben, was „verlangt“ wird.



und sehr bald hat man dann auch seine Gesinnung verkauft. Wer einen Beruf hat, der ihn ernährt, und aus wirklicher Freude heraus schreibt, wird, wenn er mit Recht Anspruch darauf erheben kann, auch eines Tages gehört werden.

Weibergeschichten

Warum stehen unter „Hier Auskunft“ so viele Liebesgeschichten? Haben die Kerle nichts anderes im Kopf als Weibergeschichten? Ich glaube, als Schreiberin dieser Zeilen sagen zu dürfen, daß diese jungen Schnösel, aus denen sich Ihre Leser zusammensetzen, eigentlich anständigere Sachen im Kopf haben müßten.

Anita Böllken, Geisenkirchen

Die „jungen Schnösel“ mit „Weibergeschichten“ waren durchschnittlich 20 Jahre alt. Weil ihre Liebe eine anständige Sache sein soll, fragen sie uns um Rat.

So eine kleine Dynamitbombe ermordet alles in weitem Umkreis

So kam ich mit einem Kopfsprung in Hellas an, und fast hätte sich mein Tod mit meinem Ziel vermischt, und alles wäre zu Ende gewesen. Doch der geheimnisvolle Fahrplan, den wir mit uns tragen, blind für seine Markierungen, Stationen, Anschlüsse, Knotenpunkte, Nötigungen zum Umsteigen, dieser Fahrplan, unser Schicksal, hatte anderes für mich vorgesehen.

Nach einem kurzen, aber wohlthuenden Schlummer war ich aufgewacht und überlegte mir meine Lage, während ich dem Barbajanni bei seinen Hantierungen zusah. In seine Lumpen gehüllt, hatte ich schön warm. Meine Kleider hingen in-

dessen an einem Gestänge, das zu beiden Seiten des Bootes in hohen Eisengabeln ruhte.

Später erfuhr ich, daß dieses Gestänge Fischspeere waren, drei bis fünf Meter lange Stäbe, an deren Enden sich fußbreite eiserne Gabeln mit Widerhaken an ihren Zinken befanden. Man stach damit Fische an den seichten Stellen des Meeresbodens, auch größere Polypen, die zwischen Steinen hausten. Ich sollte damit noch genug zu tun bekommen. Vorerst war mir wichtig, was nun werden sollte.

Daß ich am liebsten gleich bei Barbajanni bleiben wollte, könnt ihr euch denken. Was hatte



Auf unserem Streifzug fielen uns Hamburger Straßen auf. Die Übergänge für die Fußgänger waren farbenfrisch.



Ein Schwarz-Weiß-Bericht von Conti-Press und dpa:



Das dekorative Tier bewundert im Kölner Zoo das schwarz-weiß gestreifte Kleid seiner Mutter. Weil Klein-Zebra keinen Spiegel hat, weiß es nicht, daß es das gleiche dankbare und ach so schicke Muster wie seine Mutter trägt.

Wir streifen durch die Welt



Den Toten ist es gleich, ob sie unter den Streifen und Sternen einer Nationalflagge beerdigt werden. Jenseits der Sterne gibt es keine Nationen mehr. Unser Foto zeigt hier 123 Särge auf dem Jefferson-Friedhof.

Frisch in den Farben waren Kleid und Mantelfutter des Pariser Mannequins. Klassische Farbenzusammenstellung wie bei Markisen: Blau und Weiß.

Ein junger Mann war in die Gosse gekippt

Reporter Rolf Jüring besucht den „gekippten“ Jungen. Sehr interessante Experimente mit jugendlichen Räufern.

Das ist die Geschichte des 20-jährigen Schweden Olle Johnsson: Er wurde in Stockholm erwischt, als er sich eine Luxuslimousine „leihen“ wollte. Er kommt vor den Richter, um abgeurteilt zu werden. Der Richter läßt sich die Akten des jugendlichen Räubers geben. Darin steht: Eltern geschieden, Vater Alkoholiker, Mutter bestraft wegen Kindesmißhandlung. Der Richter verurteilt ihn — zu 2 Jahren Berufsschule Langanäs. Berufsschule Langanäs ist etwas ganz Besonderes. Es gibt dort weder Stacheldraht noch Gefängnismauern. Man steht in Schweden auf dem Standpunkt, daß man viele Verbrechen wie Krankheiten heilen kann. Rektor Lindberg sagte dem Reporter, der sich nach dem Schicksal des jungen Auträubers erkundigt: „Olle wird sich in der großen Familie, die wir sind, einfügen. Durch seine Arbeit wird er sich an die Ordnung gewöhnen.“ Der Reporter überzeugte

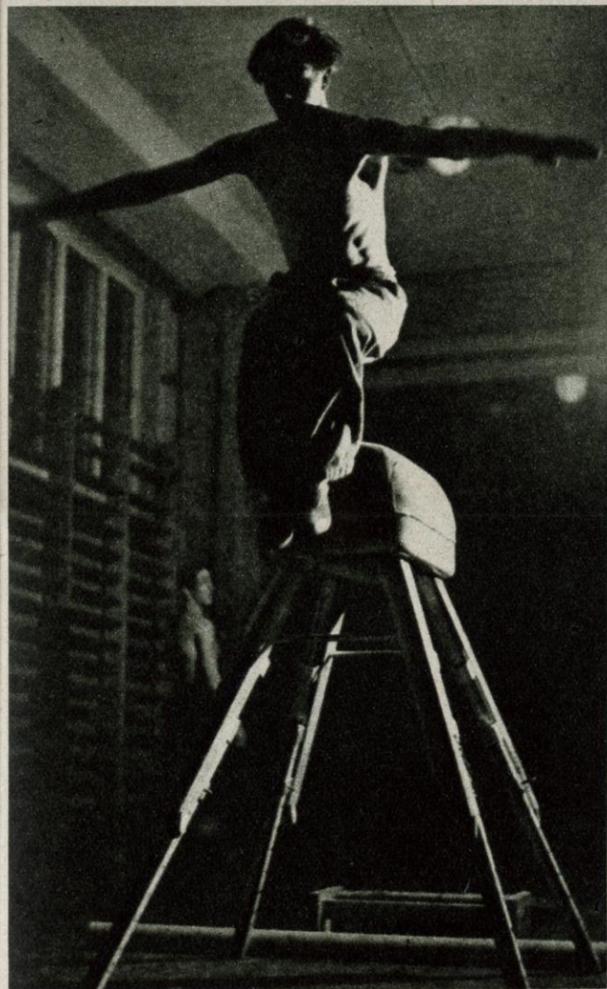
sich: Olle Johnsson kann in seiner Freizeit Sport treiben oder auch ausgehen bis 10 Uhr, samstags sogar bis 12 Uhr. Sonst arbeitet er in der Schreinerwerkstatt der Berufsschule.

Abschließend erzählt der Rektor dem Reporter einen ganz besonderen Fall: „Vor zwei Jahren war hier ein ähnlicher Junge wie Olle Johnsson. Er hatte einen Wagen gestohlen. Er war ein halbes Jahr hier, dann konnte ich ihm schon einen längeren Urlaub geben. Da ruft er mich eines Abends von der Polizeistation in der Stadt an: »Ich kann nicht kommen, habe mich verspätet, wollte mir ein Auto nehmen, um noch rechtzeitig in die Schule zu kommen, wurde dabei aber von der Polizei geschnappt.«“ „Was macht er heute, der Junge“, fragte der Reporter. „Heute besucht er mich in seinem eigenen Wagen. Er ist ein anständiger Kerl geworden.“



Ein menschliches Wrack war Olle Johnsson, als ihn die Polizei in Stockholm beim Autodiebstahl erwischte. Olle wollte sich hinter den Vordersitz ducken, als der Polizist zupackte. Dabei gelang dem Fotografen Andersson die erschütternde Aufnahme. Als auf der Polizeiwache seine Kleider durchsucht wurden, entdeckte der Fotograf auf dem Arm des Räubers eine Tätowierung. Seemänner lassen sich Bräute eintätowieren. Dieser Räuber ließ sich den Autokennen „DeSoto“ in die Haut schreiben. Er „liebt“ Autos.

Derselbe Junge ein Jahr später. Er ist nicht wiederzuerkennen: Gesund, freundlich, arbeitsam. Die „Berufsschule Langanäs“ erzieht ihn. 60 v. H. aller Jungen, die dort waren, führen ein anständiges Leben.



★★ Gregory Peck legte seiner Frau einen Zettel auf den Tisch und fuhr der Kneif nach, in Richtung Europa. In den Hollywooder Ateliers hatte Filmmaterial im Werte von 3100.— Mark aus dem letzten Peck-Kneif-Film herausgeschnitten werden müssen, weil die Filmküsse zu lebensecht gewesen waren. Alle Beteiligten dementierten so und ähnlich lautende Zeitungsmeldungen. Weiß der Teufel, wo die dreitausend Mark hin sind... Auf unserm Foto zeigt sich Peck anhimmelnden Backfischen. Foto: Keystone

KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★ „Die langweiligste Bibliothek der Welt“ hat ein pensionierter Kolonialoffizier in Birmingham gegründet. Die Bücher, die für „würdig“ befunden werden, in dieser Bibliothek zu stehen, werden von einem eigens gebildeten Kollegium ausgewählt. Ihm gehören ein pensionierter Literaturprofessor, ein pensionierter Kritiker und ein Sekretär an. Das „Gähn-Kabinett“ wird der Öffentlichkeit zugänglich sein.

★ „Ich warte auf dich“, ist ein Film, in dem eine Primanerin, vom Sturm gezwungen, eine Nacht mit einem jungen Mann auf einer Insel verbringt. Sie sehen sich nie wieder, auch kennt einer der anderen Namen nicht. Barbara bringt ihr Kind heimlich zur Welt und kehrt erst nach einem Jahr zu ihrer alten Schule zurück. Eines Tages wird ein neuer Lehrer eingestellt. Ebenderselbe Mann von der Insel. Und so weiter. Übrigens ein deutscher Film. Natürlich. In Düsseldorf war Uraufführung. Primanerinnen waren auch eingeladen. Als Filmschauspieler Joachim Brennecke nach Premierenapplaus von autogramm jagenden Primanerinnen gefolgt ins Auto stieg, rief er ihnen zu: „Paßt auf, daß euch nicht so etwas passiert!“ Worauf die Primanerinnen zurückrieten: „Wir passen eben auf!“ Was Herrn Brennecke nebst Kollegen sehr schokiert haben soll. Na ja.

★ Mit James Mason und Hildegarde Kneif dreht Meisterregisseur Reed („Dritter Mann“, „Der Verdammte der Inseln“) einen deutsch-englischen Film in Berlin. Zwei deutsche Schauspieler haben nach Durchsicht des Drehbuchs ihre Rollen abgegeben, da sie für das Leben ihrer in der Ostzone lebenden Familienangehörigen fürchten müßten, wenn sie mitspielen.

★ „Die Abenteuer des Tom Sawyer und Huckleberry Finns“ sind um ein weiteres bereichert worden. Dieses Abenteuer führte sie in die Sowjetzone und ließ sie in die „fortschrittlichen“ Finger marxistischer Theaterautoren fallen. Die cperierten allen Humor heraus und bauten daraus ein Stück für die kommunistische Theatergruppe in Halle. Mit aufbauend-kämpferischer Sendung, versteht sich.

★ Mit „kaiserliche Hohel“ muß man Italiens Filmkomiker Toto anreden. Ein Gericht hat ihm jetzt amtlich bestätigt, daß er der Nachfolger des letzten Kaisers von Byzanz ist. Streitig gemacht hatte ihm diesen Adelstitel Marciano Lavarello, der nun 18 Monate lang im Gefängnis seinem entschwindenden Weltreich nachtrauern darf.

★ Die Augen des englischen Filmstars Anne Crawford sollen einem Blinden sehen helfen, wenn sie tot ist. Das hat Anne in ihrem Testament verfügt. Augenblicklich spielt sie in einem Londoner Theater eine blinde Studentin, die ihr Augenlicht bei einem Unfall in einem Laboratorium verliert.

Die bunte Sportplatte

Lustlos am Pfosten

Im Hechtsprung warf sich ein Zuschauer(!) in einen Elfmeterschuß und hielt ihn. Der Torhüter stand derweil lustlos am Pfosten. Der Schiedsrichter entschied auf Tor. Geschehen im Saar-Bezirksklasse-Punktespiel Einöd gegen Blieskastel 1:5.

Die junge schöne Nichte

Im italienischen Fußball hat der Präsident von AS Roma unter eigenartigen Begleitumständen seinen Abschied nehmen müssen. Eine junge und schöne Nichte wurde zu seinem Verhängnis. Als Roma gegen seinen Lokalrivalen Lazio spielte und ... verlor, klatschte die junge temperamentvolle Italienerin Beifall für Lazio. Das war zuviel für den Vorstand von AS Roma, der seinen Präsidenten zur Niederlegung seines Amtes veranlaßte. Alles andere hätte man dem Präsidenten verziehen ...!

Mann mit Bart

Bei den englischen Ligaspielen ist seit einiger Zeit ein Spieler zu sehen, der sofort nach seinem Antreten die Blicke der Zuschauer auf sich zieht. Es ist Jack Chisholm, der Mittelläufer und Spielführer der Mannschaft von Plymouth Argyle, der in der II. Liga eine gute Rolle spielt

und im Kampf um den Aufstieg in die I. Liga steht. Jack Chisholm sieht aus wie ein alter U-Boot-Fahrer. Er hat sich seit zwei Monaten den Bart stehenlassen, erst aus „Jux“, aber jetzt will er seinen bereits stattlichen Vollbart bis zum Ende der Spielzeit stehenlassen. Er hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß die gegnerischen Stürmer vor ihm (und seinem Bart) mehr Respekt haben als früher.

Nur gegen Altpapier

Eintrittskarten für eine Serie von Eishockeyspielen in Prag werden nach einer Meldung der CSR-Gewerkschaftszeitung „Prace“ nur im Umtausch gegen 10 Kilogramm Altpapier abgegeben.

Nur 110 000 Zuschauer

Die größte Sportanlage der Welt ist das Stadion der Universitätsstadt von Mexiko City. Das Stadion selbst ist ebenfalls das größte, nicht dem Fassungsraum, sondern der Bodenfläche nach. Es haben zwar „nur“ 110 000 Zuschauer darin Platz, die aber haben alle ihren Sitzplatz mit Arm- und Rückenlehne, und die Sicht ist von allen Plätzen gleich gut. Die ganze Anlage mit Trainingsbahnen, Schwimmbad, Hallen, Tennisplätzen usw. bedeckt 700 Hektar!

Arnold jr.

Jersey Joe Walcott, Exweltmeister im Schwergewicht, hatte dieser Tage eine besondere Freude. Sein Sohn Arnold zeichnete sich als Schüler am Richmond College in der Basketballmannschaft aus. Jersey Joe, mit seinem bürgerlichen Namen Arnold Cream, hofft zuversichtlich, daß Arnold jr. mit seiner Mannschaft die Schulmeisterschaft erringen wird.

Arnold jr. soll jeden Sport treiben, aber Boxer soll er nicht werden, hat Vater Arnold entschieden; Arnold jr. wird das auch nicht nötig haben, denn Vater „Jersey Joe“ hat im Ring so viel Geld verdient, daß er seinen Kindern eine gute Ausbildung und noch einiges an Dollars dazu mit auf den Lebensweg geben kann.

Jesuiten wuschen Wäsche

Der Linzer ASK, der schon seit acht Wochen im Fernen Osten auf Fußballreisen weilte, bekam immer wieder die große Gastfreundschaft zu spüren. Als Linz in Makau spielte, kaufte einer der reichsten Leute der Stadt eine Menge Eintrittskarten und ließ sie unter die Armen der Stadt verteilen, damit auch diese in den Genuß kommen sollten, die österreichischen Ballkünstler zu sehen. In Manila auf den Philippinen waren die Linzer Gäste von Jesuitenpatres, die aus China ausgewiesen worden waren. Diese erkannten sofort, wo die Not bei den Linzern am größten war: Alle Koffer waren voll schmutziger Wäsche. Im Nu machten sich die Patres über die schmutzige Wäsche her und schrubben und büsteten nach Herzenslust. „Jetzt noch ein Wiener Schnitzel, dann ist es wie zu Hause“, meinten die Fußballer.



Bin 14½ Jahre alt,
lieber „Aufwärts“ u.
möchte so gerne
Cowboy werden. Bin
Mark Andromani-
sich voranlag.

Das schrieb Egon vor einiger Zeit an den „Aufwärts“. Da wir immer ein offenes Ohr — selbst für die verrücktesten Leserwünsche — haben, baten wir den Fotografen Robert Hutchins, beim neuseeländischen „Rodeo“, Aufnahmen für uns zu schießen. Viele Cowboys treffen sich da alljährlich, um ihre Kunststücke zu zeigen. „Aber“, schreibt Hutchins, „das ist nicht das wahre Leben der Cowboys. Das sieht ganz anders aus. Es ist schmutzig und aufreibend. Cowboy heißt auf deutsch »Kuhjunge«! Mehr nicht. Wer sich ein romantisches, malerisches Leben an knisternden Lagerfeuern vorstellt, ist schlecht informiert. Ein »Kuhjunge« hat sich mit dreckigen Kühen rumzubalgen, hat kaum Gelegenheit, auf böse Räuber zu schießen und sein Geld an der Bar zu versaufen.“

Kostenlose Luftreisen kann man machen, wenn das Pferd es so will. Die Spielregel beim „Rodeo“ lautet: Im Sattel eines ungezähmten Pferdes bleiben, bis das Tier klein beigt. Links ist Hutchins beste Aufnahme, die er spät in der Nacht schoß.

Hemmungsloses Gelächter für die Gestürzten. Die beiden Jungen, Rob und Pitt, sind Söhne eines Farmers. „Wollt ihr Cowboys werden?“ fragte der Reporter. Die Antwort: „Nie!“ Sie wissen warum.

Camera-Press
Germin

»Cowboy werden?« - »Nie!«



Eine besondere Attraktion ist das Reiten auf ungesattelten, wilden Bullen. Nur ein Hanfseil darf gebraucht werden, um das Tier zu zügeln.



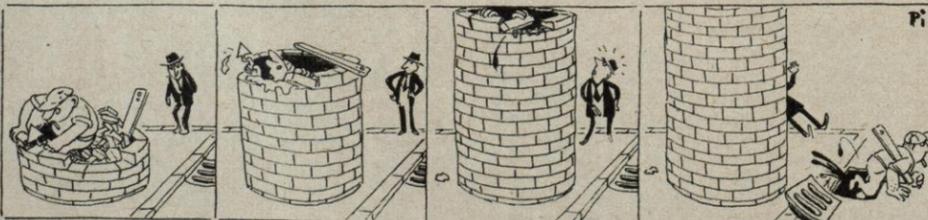
Ein anständiger Bulle läßt sich nicht reiten. Er macht hops, streckt seine Vorderbeine und läßt den kühnen Reiter in der Luft verhungern.



Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

„Ist es nicht auch sehr gefährlich, ich meine für die Fischer selbst, mit Dynamit umzugehen?“ „Gewiß ist das gefährlich. Überall in unseren Dörfern laufen Verstümmelte umher. Männer ohne Hände, Erblindete, Nasenlose, Hinkende. Und Tote hat es auch schon gegeben.“ „Und trotzdem können sie nicht davon lassen?“ „Gerade das reizt sie.“ „Dann ist es nicht nur die Armut, die sie dazu veranlaßt?“ „Die Lust am Abenteuer spielt auch eine Rolle.“



Der Litfaßsäulenmaurer.

„Aber dann müssen sie doch einen tollen Mut haben.“ „Die Raubfischer sind gesetzlose Gesellen. Aber es sind die kühnsten Männer in Hellas.“ Die kühnsten Männer in Hellas! Wie eine Helligkeit, wie die Strahlen der Sonne selbst, die sich jetzt als goldene, bebende Scheibe über den

Rand des Horizonts hob, waren mir seine Worte ins Herz gefallen.

„Ich will zu den Raubfischern“, sagte ich. „Führe mich zu ihnen. Ich will mit ihnen leben.“ Ich war aufgesprungen, daß das Boot unter mir schwankte, legte ihm die Hand auf die Schulter und zwang ihn, sich zu mir umzudrehen. Wir starrten uns gegenseitig in die Augen, und ich weiß, daß meine in wilder Erregung flammten. Ich sah innerlich wohl einen Plan vor mir. Es zeichneten sich Absichten in meinem Geiste ab, doch zu undeutlich, um sie in Worte zu fassen. Er erwiderte meinen Blick, ruhig, gemessen. Sein Gesicht war länglichrund, von Bartstopfeln umkraut. Ich sah ihn sehr genau in diesen Minuten. Und ich sah einen Freund in ihm. Einen zu-

verlässigen, starken, wohlwollenden Menschen. Er aber sagte nur ein Wort: „Nein.“

Ich setzte mich und fühlte mich geschlagen. Er nahm die Riemen wieder auf, die ihm entglitten waren, und sprach nach vorne in den Wind und in die Fahrtrichtung hinein:

„Du kommst jetzt mit mir. Ich fahre nach Cho-

refto. Dort lassen wir das Boot und gehen zusammen nach Zagora hinauf. Es ist das schönste und reinlichste Dorf hier in der Gegend. Ich verkaufe dort meine Kalamarakia. Dann gehen wir zu meinem Freund Stephanos. Er ist Geschäftsmann. Vielleicht kann er dich anstellen.“

„Laß mich zu den Raubfischern gehen“, bat ich. „Wo finde ich sie, wo wohnen sie?“

„Sie wohnen versteckt. Sie leben dort, wo andere Menschen nicht hinkönnen. Das ist nichts für dich. Ich will dir helfen, in Hellas zu bleiben. Aber ich helfe dir nicht, zu den Raubfischern zu kommen.“

„Du selbst nanntest dich Raubfischer.“

„Du bist jung, dein Leben gehört dir noch. Uns gehört es nicht mehr. Wir haben die Polizei auf dem Hals. Wir sind Verfolgte. Und wenn das Küstenwachschiff uns überrascht, schießt es uns mit Maschinengewehren zusammen.“

„Du lebst auch auf die Art, und du kommst mir doch vor wie ein Mensch.“

„Menschen sind wir alle, aber unser Umgang ist nicht gut für dich.“

„Woraus entnimmst du das?“

„Ist schon schlimm genug, daß du zu Hause durchgebrannt bist. Wenn du dann noch unter die Raubfischer gingest, würdest du nie mehr in ein normales Leben zurückfinden.“

„Das will ich auch nicht.“

„Du bist viel zu jung um das zu wissen.“

„Immerhin ist's mir gelungen, hierherzukommen.“

„Du hast Glück gehabt.“

„Was ist Glück?“

„Du hast einen Stern, vielleicht, ich will es nicht gerade behaupten.“

„Aber der Stern führte mich zu dir.“

„Und ich führe dich zu Stephanos. Das ist es, was dein Stern bestimmte.“

Fortsetzung folgt

Leser schreiben an den Aufwärts

Errol Flynn blind nacheifern

Der Bildbericht „Durch dick und dünn für Errol Flynn“ ist eine Aufforderung, Dir zu schreiben, daß Du solch ein Verehrertum nicht unterstützen solltest.

Dieses kritiklose Verehren eines Filmhelden ist ein schlechtes Zeichen.

Man sollte nicht in ein Kino gehen, um einen Schauspieler zu sehen, sondern einen Film. Jedes Verehren eines Filmhelden kann dazu führen, seinen Rollen blind nachzueifern, was



böse Folgen haben kann, da es doch so unendlich viele Schundfilme gibt. Warum werden solche Filme nicht genau so verboten wie die schlechte Literatur? Es sollten keine Märchen mehr produziert werden, sondern Filme, denen ein Nachstreben nicht schadet.

Gewiß sollen auch beschwingte Filme gezeigt werden, aber auch diese können aus dem täglichen Leben gegriffen sein.

Wolfgang Kochmann, Frankfurt.

Die wir Deutschlands Zukunft tragen

Ich möchte den „Aufwärts“ Nr. 4 vom 19. Februar 1953 kritisieren. Mußten Sie denn unbedingt den Artikel von dem „Errol-Flynn-Klub“ bringen? Hätten Sie uns doch lieber damit verschont. Das sind keine Dinge für uns, die wir Deutschlands Zukunft tragen. Ganz abgesehen davon, daß Flynn alt und ein Nichtkünstler ist. Dann die Arbeits Sitzung des Klubs. Ein Hemingway ist mir lieber.

Der Artikel „Ich wanderte barfuß über die Eismeerstraße“ ist gut. Er zeigt den Mut und die Tat, deren ein junger Mensch fähig ist.

Wenn ich mich zu dem Entwurf des Denkmals Hans Böckler von Prof. Gies äußern darf. Es ist revolutionär, aber bezeichnend.

Ihr treuer Leser Werner Ranke.

Einen Stich versetzen

Großartig Deine Reportage über den Errol-Flynn-Klub in München. Deine Ironie war köstlich. Hoffentlich haben auch alle Leser gemerkt, daß Du dem Klub einen Stich versetzen wolltest. Herzliche Grüße!

Rolf Wehr, stud. theol.

Durch den „Aufwärts“

Alle jugendlichen Kollegen des deutschen Sekretariats der Force Ouvrière, sagen ihren herzlichsten Dank für die überaus freundliche Unterstützung. Unsere Jugendarbeit hat in unserer Gruppe Valenciennes, einzig und allein durch den „Aufwärts“, einen großen Aufschwung zu verzeichnen. Jungen algerischer und marokkanischer Kollegen haben wir den „Aufwärts“ französisch vorgelesen. Sie sind durchweg begeistert, die menschliche Gleichberechtigung von Deutschland in Wort und Bild bestätigt zu haben.

Reinhold Blaß, Vieuxdoudi, Centre de la Solitude (Francé).

Amerikaner in Paris

Habe mit großer Freude Deinen Bildbericht (Nr. 5, Seite 7) über den ausgezeichneten Film „Ein Amerikaner in Paris“ gesehen. Habe mir auf Deine Empfehlung hin den Film angesehen. Er war wirklich hinreißend. Deine Filmtips hauen immer hin! Hier schicke ich Dir für Deine Leser ein reizendes Foto der Hauptdarstellerin Leslie Caron. Eine Gewerkschaftskollegin aus Frankreich schickte es mir. Würst Du es abdrucken? Ilse Paulin, Berlin.



Immer noch lange Hosen

„Könnt Ihr Euch eine echte deutsche Mutter in Hosen vorstellen?“ Fängt das schon wieder an? Hoch lebe die deutsche Mutter (das blonde Gretchen). Die Mutter von einer Schar blonder, blauäugiger Kinder. Nichts gegen die Mutter, aber dieser Nationalstolz, diese Propaganda und diese Mütterehrerung. Das sind doch alles Phrasen. Kennst Du das Leben einer „deutschen Mutter“? Liebe Felizitas, hast Du schon einmal erlebt, unter welchen Entbehrungen und mit welchen Sorgen eine Mutter ihre Kinder großzieht? Und für wen ist nachher das alles gewesen? Die Jungen ziehen ins Feld, viele fallen, viele kommen als Krüppel wieder. (Der Dank des Vaterlandes sei euch gewiß.)

Irmgard M., Eberstadt.